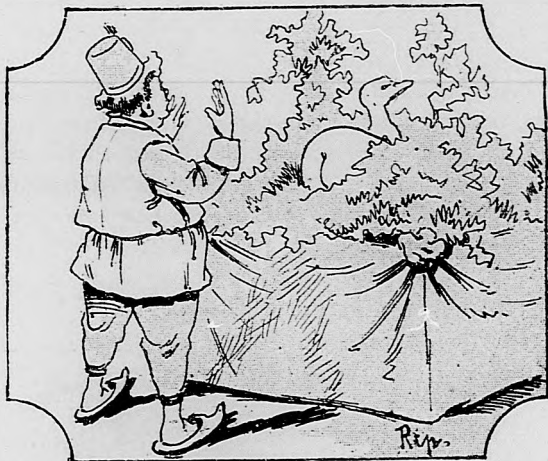




Pikante und heitere
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Heften à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Ausstellung in Persien.

Erzählung von Armand Silvestre.

I.

In mehreren europäischen Großstädten erinnert man sich wohl noch jenes prunkliebenden orientalischen Herrschers, der in den trübseigen Straßen der Städte des Abendlandes die sonnige Pracht seiner fabelhaften Diamanten spazieren führte. Was aber Viele nicht wissen, ist, daß dieser weise Herrscher, in Folge seiner Reise durch Europa, in seinen Staaten so manche europäische Institution einführte, die ihm die Blüthe der modernen Zivilisation schien. Nicht etwa, daß er sein Königreich mit einem Parlament beschenkt hätte. Nein, so dumm ist dieser Herrscher nicht. Aber die Geflügel-Ausstellung, die er in einer Stadt des kultivirten Westens gesehen, die fetten Gänse, die Appetit erregenden Enten, Poulards und Truthähne hatten seine höchste Bewunderung für die Erzeugnisse europäischer Geflügelzucht erregt.

Als der Schah Edder Gffin, der in seinem Vaterlande nur schwindsüchtiges Geflügel zu essen gewohnt war, nach Teheran zurückgekehrt war, ließ er zunächst einige Minister hängen, die in seiner Abwesenheit zu rasch reich geworden waren; dann ertheilte er Befehl, daß in der Hauptstadt alljährlich eine Geflügel-Ausstellung veranstaltet und eine Ehrenjury eingesetzt werden soll, um den verdienstlichsten Züchtern Belohnungen zuzuerkennen.

Der orientalische Geschmack — so pittoresk und erfindereich — verlieh diesem Unternehmen alsbald eine höhere Bedeutung; ein ausgeprägter dekorativer Sinn verschönte das Ganze; die Kunst forderte dabei ihren Platz, wie bei den geringsten Unternehmungen des Sonnenlandes. Die zu allgemeiner Besichtigung ausgestellten Thiere werden dort nicht einfach auf schmucklosen Brettern aufgestapelt, wie bei uns. Sie werden mit prächtigen Draperien umgeben, so daß sie nur die fastigsten und appetitlichsten Partien zeigen; dazwischen stehen Blumen, so daß sie Früchten gleichen, die zwischen prächtigen Sträußen hervorlugen. Man denke sich eine Kaskade von Fleisch in einer Fluth vielfarbiger Stoffe, umschlungen von Tulpen und Gließer, den Blumen, die uns Europäern aus jenen fernem Ländern gekommen.

II.

Unter allen Züchtern, die bei früheren Ausstellungen sich bemerkbar gemacht hatten, war Trogul derjenige, der auf die ihm zuerkannten Belohnungen am meisten stolz sein durfte. Seine Hühner waren mit der silbernen Medaille ausgezeichnet worden, seine Gänse mit der Brillantnadel, welche der Schah selbst als Preis ausgesetzt hatte. Doch diesmal war unter den Mästen das Gerücht verbreitet, daß eine Sendung Troguls alle anderen gleicher Gattung weitaus übertreffen würde. Man sprach von einer wunderbaren Gans, die er in stiller Einsamkeit, fern von allen unberufenen Blicken, mästete und die so

schwer sein sollte wie ein Senator, dessen Gehirn mitgerechnet. Der Ruf dieses Wunders war bis zum königlichen Palaß gedrungen und Se. Majestät der Schah leckte sich schon die königlichen Lippen, wenn er an den herrlichen Bissen dachte, der ihm bei einem Festmahl vorgesetzt werden sollte, zu welchem er die bekanntesten Feinschmecker einlud. Er hatte versprochen, in allerhöchster Person die Ausstellung zu eröffnen, weil ihn die Neugierde plagte, das vielgerühmte, Eglust erregende Wunder zu sehen.

Trogul aber hatte keine andere Sorge, als sein Werk zu vervollkommen, indem er mit den delikatesten Hülsenfrüchten das Thier stopfte, das ihm sicherlich den in jenen Ländern höchstgeschätzten Orden vom schwarzen Kater eintragen würde. Er vergaß darüber des Schlafes und vergaß seiner eigenen Gattin, der schönen *Missouli*, die während dieser Zeit sich an *Abakafi*, ihrem jungen Nachbar, schadlos hielt. Ach, der Schwachkopf! (Nicht den *Abakafi* meine ich, sondern den Trogul). Die Reize einer Frau wie *Missouli* zu vernachlässigen, die mit der Eleganz der Formen den Reichthum des Umfangs verband und ganz darnach geschaffen war, die Augen, das Herz und die Hände zu füllen! Fürwahr, um eine Solche auf meinem Lager duzen zu dürfen, würde ich auf alles Geflügel Zeit meines Lebens verzichten. *Abakafi*, der bei dieser Vernachlässigung der ehelichen Pflichten seine Rechnung fand, eiferte den Trogul bestens an, seiner großen Aufgabe obzuliegen und schien sich mehr als irgend Einer für den Erfolg zu interessieren. Inzwischen widmete er sich einer andern Art von Züchtung; man bedenke, daß wir im Reich der Sonne sind, wo die Einbildungskraft so fruchtbar ist. Wenn es mir gestattet gewesen wäre, in der Geographie der ganzen Welt ein Vaterland auszuwählen, ich würde Persien nie verlassen haben.

III.

O Verhängniß, Königin der Welt! Wer vermag etwas gegen deine Macht? Genau acht Tage vor Eröffnung der Ausstellung plagte *Ismaila*, die Wundergans. Ein allzu reichliches Mahl von Bohnen führte eine geräuschvolle Explosion herbei. Trogul war unglücklich und glaubte den Verstand verlieren zu müssen. Anfänglich dachte er daran, die theure Verblichene einbalsamiren zu lassen, doch fiel ihm ein, daß sein Herrscher, wenn er von dem Braten aße, Solches doch merken würde. Trogul sagte sich, daß Alles verloren sei, daß er entehrt sei und daß der Tod allein ihn vor der Schande erretten könne. In einem lichten Augenblicke kam ihm der Gedanke, noch einmal das Lager seiner Gattin zu theilen, sich an Liebe zu berauschen, bevor er in das Reich der Schatten hinabsteigt. *Abakafi*, der eifersüchtig war, bemühte sich vergebens, ihn von diesem letzten Liebesmahle abzuhalten; Trogul beharrte bei seinem Entschlusse und, meiner Treu, seine Gattin hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Als dann nach einer Nacht legitimer Freuden, während der Morgen am Saume des Himmels seine sonnigen Flügel ausbreitete, Trogul an die Unendlichkeit zu denken begann, hatte er eine Vision, die ihn plötzlich zur Wirklichkeit der Dinge zurückführte. Und welche Vision! Das herrliche, entblößte Hintertheil der schlafenden *Missouli*, ein Planet von lilienfarbenem Sammt, ein Doppelhügel von lebendigem Schnee.

Bei diesem Anblicke verschwand selbst die Erinnerung an *Ismaila* aus seinem Kopfe. Nein, selbst diese Favoritgans würde nach sorgfältiger Abfiederung nicht dieses Appetit erregende Aussehen, diesen Glanz, dieses seidenweiche Gewebe gehabt haben!

Er schlug sich auf die Stirn, weckte seine Gattin und sprach:

— Höre, *Missouli*! Du liebst mich, nicht wahr? und bist bereit, ein Opfer zu bringen, um Deines Gatten Leben zu retten?

— Gewiß, erwiderte sie, besonders wenn Du Dich auch künftig so betragen willst, wie gestern Abend.

— Nun, dann ist noch nichts verloren. Du weißt, daß für meine Ausstellung ein besonderes Ehrengerüst errichtet ist. Dort wirst Du Platz nehmen, auf weichen Kissen gelagert, völlig verborgen unter prächtigen Stoffen, so daß nur ein Theil von dem entblößt bleibe, was Du mir soeben gezeigt hast, und was der Schah sicherlich für die herrlichen Rundungen der angekündigten Wundergans halten wird. Es handelt sich nur darum, einige Stunden geduldig auszuhalten. Am Abend werden wir eine andere fette Gans nach dem Schlosse senden, die der Herrscher nicht erkennen wird, und wir werden gewonnenes Spiel haben.

IV.

Der Schah versiel in eine „heftige“ Betrachtung vor der falschen Gans des Trogul. Noch niemals hatte er einen Vogel von so weißem, appetitlichem, wohl unterspiktem Fleische gesehen. Nachdem er das Objekt mit den Augen verschlungen, wollte er durchaus auch mit der Nase heran und begann schon von Weitem zu schnuppern, daß dem armen Trogul angst und bange ward. Der Ärmste dachte im Stillen: Wenn nur die aufregende Scene nicht irgend ein Malheur verursacht!

— Ist sie durchaus mit Trüffeln gespickt? fragte der Schah, indem er die Hand ausstreckte, um sich eine Trüffel zu holen.

— Nein, erhabener Herr! stammelte Trogul, in Todesangst schier vergehend.

Der Schah trug am Finger einen Ring, in welchem sein königliches Insiegel eingraviert war. Er winkte seinem Kabinets-Sekretär, der am Gürtel ein Fläschchen voll unauflöslicher Tinte trug. In diese Tinte tauchte der Herrscher eigenhändig das Insiegel und drückte es auf das Hintertheil der schönen *Missouli*, die in heldenhafter Ausdauer auch bei dieser Berührung nicht zuckte.

— So! sagte der Schah zu Trogul gewendet. Jetzt bin ich doch wenigstens sicher, daß Du mir nicht ein anderes Stück sendest.

Zunmer kritischer gestaltete sich die Situation für den unglücklichen Züchter. Sie ward zu einer völlig trostlosen, als der Schah hinzusetzte:

— Noch besser, Du lieferst mir Deine Gans sogleich, damit ich sie in den Palaß sende und beizeiten auf den Bratspieß stecken lasse.

Da vermochte *Missouli* sich nicht länger zu beherrschen; ein Trüffel der grausamsten Angst überflog ihre Haut.

— Wie? was ist das? fragte der Schah, dem diese kaum merkliche Bewegung nicht entgangen war.

Zwei Männer aus dem Gefolge des Herrschers traten näher, um sich der Gans zu bemächtigen, während ein dritter sich anschickte, dem armen Züchter den Kaufpreis aufzuzählen. Da warf Trogul sich seinem Herrscher zu Füßen und rief schluchzend:

— Majestät, es ist mein Weib!

— Dein Weib? Heraus Madame! gebot der Schah höchst mißvergnügt.

Missouli gehorchte. Langsam wickelte sie sich aus den bunten Seiden- und Goldstoffen heraus, von holder Schamröthe übergoßen, in köstlicher Nacktheit, das Antlitz mit dem langen, tiefschwarzen Haar verbergend und die rosigen Füßchen unter ihrem wunderbaren Gefäß einziehend.

Der Schah schnalzte zweimal mit der Zunge, was bei Sr. persischen Majestät als Ausdruck der höchsten Zufriedenheit galt und ließ sich dann, zu Trogul gewendet, also vernehmen:

— Du weißt, Sklave, daß Alles, was mein königliches Siegel trägt, nur meinem eigenen Gebrauche dienen kann oder vernichtet werden muß. Da du keine Gans hast, will ich mich mit deinem Weibe begnügen, wenn du es nicht vorziehst, daß ich sie vor deinen Augen in den blauen Fluß werfen lasse, der sie nach dem Meere entführen wird.

— Ja, so ist's mir lieber! rief Trogul wüthend.

Doch Missouli wandte ihre sanften Gazellenaugen zu dem allmächtigen Herrscher und sprach:

— Oh, erhabener Herr! Hundertmal lieber will ich meinen Mann zum Hahnrei machen, als sterben.

— Da hast Du Recht, schöne Missouli, entgegnete der Schah, indem er ihr gütig das Kinn streichelte. Und da das Gesetz mir verbietet, dich gegen den Willen deines Gatten zu besitzen, werden wir ihn in den blauen Fluß werfen lassen.

— Nein, Majestät, ich willige in Alles ein! rief Trogul.

— Wohl denn; kehre heim, Esel!

Der Schah entließ den Geflügelzüchter huldvoll und reichte Missouli die Hand, um sie zu einer königlichen Sänfte zu geleiten, in der sie nach dem Palaste gebracht wurde.

Trogul ward daheim von seinem Nachbar Abakaki sehr unwirsch empfangen.

— Hast du denn nicht an mich gedacht, Vieh! rief der Hausfreund.

Doch Trogul gab kleinbei und jetzt sind die Beiden die besten Freunde. Und wenn Missouli von vier schwarzen Sklaven in ihrer königlichen Sänfte spazieren getragen wird, lächelt sie Beiden gleich gütig zu . . .



Skat-Hymnus.

Melodie: (Kurka) Freude, schöner Götterfunken.

Skat, du bist ganz unvergleichlich
In der Kartenspiele Welt,
Aehnelt allen unerreichlich;
Einzig bist du, Bauberheld!
Deines Köchers Lustgeschossen
Ist kein Menschenkind zu schlicht
Und, wer einmal dich genossen,
Achtet and're Kurzweil nicht.

Stets das echte Skat zu ehren,
Frage-, Solo-, Halbspartspiel,
Beim geheimen Skattalon,
Bei der Tasse laßt uns schwören!

Alög' uns zeitweis' süß umfängen
Dieses Augenspieles Band,
Mit den Wenzeln, Knirpsen, Däusern
In dem Trumpf und Null und Grand.
Koalterne Matadore:
Carwart, Cästner und Skatist!
Uns ergöht's, kalt, schwarz zu machen,
Off'ne und verdeckte List:

Mit Sequenzen woll'n wir wagen
Unter-, Mittel-, Oberspiel,
Und dem Extraspiel zum Troß
Gleich fast off'nes Trumpf ansagen.

Sehnsucht weckst du zwischen Herzen,
Hehres Bählblattangenspiel,
Die vergnügt fast unter Scherzen,
Du in idealem Styl.
In dem Wechsel wie gefällt du
Mit dem ew'gen Schwarz, Kalt, Bläß!
Als 2-, 3-, 4-, 5-Skat hältst du
Auf das Augenskalamasch.

Stets das echte Skat zu ehren,
Unser Dausknirpswenzel hoch!
Bei dem starken Bählblatt As,
Brüderschaft, so laßt uns schwören!

Hermann Thom.





rollige Einfälle

von Catulle Mendès.

Eine schwierige Wahl.

Weil meine Liebste mit einem Druck ihrer Finger eine Nachtwiole verhindert hatte, ihren Kelch zu erschließen, als wir uns einst zur Stunde der Dämmerung im Garten ergingen, erzürnte sich eine kleine Fee gar sehr, die im Kelche der Nachtwiole ihre Ruhestätte hatte suchen wollen. „Wie Du diesem Blumenkelch gethan, so soll Dir geschehen, Kleine!“ hatte die Fee ausgerufen.

„Aber in meiner Gnade gestatte ich Dir die Wahl, entweder niemals die Lippen zu öffnen, oder stets, was immer auch geschehen möge, die Kniee vereint zu haben.“ So sprach die Fee, weil meine Liebste mit einem Druck ihrer Finger eine Nachtwiole verhindert hatte, ihren Kelch zu öffnen, einst, als wir zur Dämmerstunde im Garten uns ergingen.

Ihr könnt Euch wohl denken, wie meine Liebste hierüber erschrocken war! Nicht mehr zu sprechen, kaum zu lächeln, nicht mehr die rosigen Lippen für den Kuß zu öffnen? Oder andererseits immer und allezeit die Kniee eng an einander gepreßt zu haben, was aus mehr als einem Grunde unbequem ist? Sie sah mich an und wir zögerten, wir schwankten lange; aber es galt, sich zu entscheiden. . . . Und wir beschloßen, daß ihr Mund sich nicht mehr öffnen solle, weil meine Liebste mit einem Druck ihrer Finger eine Nachtwiole verhindert hatte, ihren Kelch zu erschließen, als wir einst zur Dämmerstunde im Garten uns ergingen.

Eine große Rechnung.

An den Enden ihrer kleinen, zurückgebogenen Finger, wo die rosigen Nägel glänzen, zählt meine Liebste mit der tief-sinnigen Miene eines Menschen, den ein schwieriges Problem beschäftigt. Sie zählt und zählt und zählt wieder. Was zählt sie? Unsere Freuden in der letzten Nacht? Nein; sie beginnt nach dem zehnten Finger von vorne und der Stolz meiner Erinnerungen reicht da nicht hinan.

Zählt sie die Jahre, die sie gelebt hat, als liebliches Mädchen, als bezaubernde Frau, immer schöner und immer anbetungswürdiger? Ach, da wäre sie längst fertig, da sie ja kaum das Alter der Julia überschritten hat. Was zählt sie denn an den Enden ihrer kleinen, zurückgebogenen Finger mit den rosigen Nägeln?

Ihre Kleider etwa? ihre Hüte? oder die Perlen des Halsbandes, das ich ihr jüngst geschenkt habe? Wohl sind ihre Schränke mit Hüten und Kleidern voll, aber so vieler sind ihrer doch nicht und auch die Perlen ihres Halsbandes müßten längst abgezählt sein. Ach, mein Gott! sie beginnt schon wieder beim ersten Finger. Meine glücklichen Nebenbuhler sind es, die sie zählt an den Enden ihrer kleinen, zurückgebogenen Finger, an welchen die rosigen Nägel glänzen.

Der unempfindliche Punkt.

Daß meine Geliebte eine böse Hexe und Zauberin sei, hatte ich schon lange vermuthet, aber ich wollte einen Beweis haben. „Würde sie nicht zu ihrer und meiner Verdamnüß einen Pakt mit dem Bösen geschlossen haben, — sagte ich mir — so könnte sie unmöglich eine solche Macht über mich Aermsten haben und mich mit solch' schändlichen Bosheiten peinigen.“

Ich erinnerte mich nun aus den Schriften der berühmtesten Zauberforscher, daß die Personen, von welchen der Teufel Besitz ergriffen, an ihrem Körper einen unempfindlichen Punkt haben. Daß meine Liebste eine Hexe und böse Zauberin sei, hatte ich längst vermuthet, aber ich wollte einen Beweis haben.

Ich küßte ihre schlummernden Lippen: sie erbebt in plötzlicher Wonne. Dies war nicht der unempfindliche Punkt. Ich berührte mit dem Hauche meines Mundes die rosige Knospe ihres Busens und die Knospe schien dem Kusse sich entgegen zu strecken. Dies war auch nicht der unempfindliche Punkt. Da fiel mir ein, mein Herz auf ihr Herz zu legen; aber da vernahm ich keinen Schlag. Der unempfindliche Punkt war gefunden und ich durfte nicht länger zweifeln, daß meine Liebste eine böse Hexe und Zauberin sei.

25.

Erzählung von M. Kolloden.

I.

„Henriette kam mit dem Kopfe zukehrt;
Zulehrt ist er immer geblieben.
Es hat ihre Dummheit noch mehr ergöhrt,
Als ihr stets gefälliges Lieben.“

Unerhört! Die schöne Marquise Henriette de Breteuil, die einstmalige Geliebte von Monsieur*) die Frau, welche selbst für kurze Zeit die Augen Sr. Majestät und in Folge dessen von ganz Frankreich auf sich gezogen hatte, ging in heftiger Erregung in ihrem Boudoir auf und ab, das beschriebene Blatt in ihrer kleinen, weißen Faust zerknüllend und doch immer wieder glättend, um dieses beißende, tödtlich beleidigende Epigramm Wort für Wort ihrem Gedächtniß einzuprägen. Sie fühlte sich auf das Empfindlichste gekränkt, vor dem ganzen Hofe blamirt. Sie wußte, daß zu dieser Stunde Jeder, der zur Gesellschaft gehörte, die infamen Verse in der Hand hatte, die leider die Wahrheit sagten. Das war ja eben das Schlimmste. Bei der Geburt hatte sie schon des Menschen erste Pflicht versäumt, die da gebietet, mit dem Kopfe zuerst die Welt zu begrüßen, und es schien, als ob der warme Lichtstrahl, welcher auf den zuerst geborenen Theil gefallen war, demselben auch für alle Zeiten den Vortritt in dem begonnenen Leben eingeräumt hätte. Die Marquise hatte die schönsten Hüften, die weißesten, festesten Schenkel, die sich eine üppige Phantasie nur vorzustellen vermag. Ihre zahlreichen Liebhaber konnten diese und die damit in Verbindung stehenden Theile ihres Leibes gar nicht genug rühmen, während die Frauen, die Pompadour nicht ausgenommen, vor Neid über diese Vorzüge vergingen, gegen welche ihr Kopf allerdings zurückstand. Das Gesichtchen war zwar hübsch, aber nichts sagend, und ihre Seele zeigte sich nur für sinnliche Eindrücke empfänglich. Sie hatte es eben mehr in den Beinen und um dieselben herum, als im Kopfe, und gerade deshalb war sie stark unvorworb; denn schon damals neigten sich die Herren zu der Ansicht der heutigen Zeit, daß der Kopf beim Lieben nur eine Nebenrolle spiele. Dieser Meinung war jedenfalls auch die schöne Henriette, der es nicht einfiel, ihren Hirnkasten viel mit Denken anzustrengen, und die lustig in den Tag hineinlebte, möglichst viel gewährte und von ihren Liebhabern weder Geist noch Verstand, sondern nur männliche Schönheit und Kraft verlangte. Deshalb kam auch der Graf Raoul de Lençon mit seiner Liebe sehr übel bei ihr an. Das war zwar einer der geistvollsten Männer am Hofe Ludwigs XV., dessen sprühender Witz hoch gerühmt wurde, und der immer zur Erheiterung der Gesellschaft ein Bonmot auf der Zunge hatte, der aber in körperlicher Beziehung von der Natur recht stiefmütterlich bedacht, klein und unscheinbar, mit eingesunkener Brust und einem sehr hohen Rücken ausgestattet war; Hände und Füße waren von einer ganz unverhältnißmäßigen Größe, die nur noch mit seinen abstehenden Ohren zu wetteifern vermochte, während alle übrigen Körpertheile nur für diese außerordentlich entwickelten Extremitäten als Nothbehelf ausgeborgt zu sein schienen. Als

*) Dem Dauphin-Erbfolger.

dieser hochbeinige Seladen sich der Marquise liebebeglühend näherte, wies ihn dieselbe mit schändem Hohn zurück, wofür er sich durch das vorstehende Epigramm rächte, welches er in hunderten von Exemplaren vertheilen ließ. Es hatte einen bedeutenden Erfolg. Die Pompadour war damit sofort zu Sr. Majestät gerannt, die Lafaien flüsternten es sich auf der Stiege ins Ohr und selbst in Küche und Keller wurde es nach einer in damaliger Zeit sehr bekannten Melodie gesungen und gepfiffen. In Versailles und in Paris war von nichts Anderem die Rede als vom Kopf und der schönen Kehrseite der Marquise Henriette de Breteuil.

II.

Eine beleidigte Frau sucht sich immer zu rächen und auch in Henriette erwachten Gedanken blutiger Vergeltung. Es fiel ihr aber nichts Rechtes ein, und im haltlosen Sinnen vergingen ihr die Stunden bis zum Abend. Alle Besuche waren abgewiesen worden und sie vermied es heute auch wohlweislich, bei Hofe zu erscheinen.

Sie sah ein, daß sie nur die Zielscheibe für die Spottsucht aller Frauen und Cavaliere, ihre Verehrer nicht ausgenommen, abgeben würde, und sie zog es daher vor, ihr — ausnahmsweise einsames — Lager aufzusuchen.

Als sie des anderen Tages zu einer Stunde aufwachte, zu welcher gewöhnliche Bürgerleute ihr Mittagmahl einzunehmen pflegen, spitzte sie noch im Halbschlaf die rothen Lippen wie zum Kusse, ein Manöver, welches jedenfalls auf eine liebe und viel geübte Gewohnheit schließen ließ, und öffnete dann erstaunt ihre großen Veilchenaugen, als kein Schnurbart ihrem süßen Verlangen entgegenkam. Sie war allein, leider! Ein heißer Seufzer schwellte den durch den feinen Battist schimmernden Schnee des Busens, dann glitt ein Schatten finsternen Jornes über das Antlig, der aber sofort einem vergnügten Lächeln Platz machte. Sie hatte gefunden, was sie suchte. O! dem Herrn Grafen Raoul de Lençon würde sie es eintränken für alle Zeit. Sie war doch nicht so dumm wie sie ausah. Mit einem Sage standen ihre hübschen, nackten Füßchen auf dem Pantherfell vor ihrem Bett, denn sie wollte sofort zur Ausführung ihres Radeplanes schreiten. Wenige Augenblicke darauf saß sie, bloß mit dem langen, wallenden Hemde bekleidet, welches den schönen Frauenleib nur verdeckte, um ihn so recht in seiner ganzen leuchtenden Pracht hervortreten zu lassen, in ihrem Kabinet vor dem mit Gold und Schildpatt eingelegten zierlichen Schreibtisch und mühte sich ab, ihren Absichten auf einem parfümirten rosa Briefbogen Ausdruck zu geben. Das war für die schöne Marquise eine schwierige Arbeit, und sie vertiefte sich so hinein, daß sie ganz die heiße, gewürzte Checcolade vergaß, welche die Hofe auf ein Tischchen gesetzt hatte. „Ach,“ seufzte sie, nachdem sie ihren Namen mit ungeschickten, fast unleserlichen Zügen unter das Billet gesetzt hatte, „was ist das für ein dummer Kerl gewesen, der das Schreiben erfunden hat! Das einzige Vernünftige auf der Welt ist die Liebe.“ Sie bestellte den Commissionair, der schon seit Jahren alle ihre Billetdoux zu besorgen hatte und verhandelte, ohne ihre Toilette zu vervollständigen, ein Viertelstündchen mit ihm. Zum Schluß reichte sie dem vertrauten Boten ein Köllchen mit Gold und das couvertirte Billet.

Sie, Das ist aber unangenehm!



Humoreske von A. Trude.

II. Serie.



„Ihr gebt es eigenhändig dem Grafen in die Hand,“ ermahnte sie eindringlich.

„Ganz wie die Frau Marquise befehlen,“ sagte der An-gerebete, glühende Blicke auf das schöne Weib heftend.

„Und Abends Punkt sechs Uhr seid Ihr mit einem hand-festen Kameraden bei mir.“

„Wir werden pünktlich erscheinen, Madame, aber,“ er wog das Geld in der flachen Hand, „es ist zu wenig für Das, was Sie verlangen.“

„Zu wenig?“ machte Henriette erstaunt. „Es sind fünf-zig Louis.“

Der Commissionair zuckte verächtlich die Achseln, und noch glühender ruhten seine Blicke auf dem fast nackten Leib.

„Ich will kein Geld. Frau Marquise haben die Macht, mir anders zu lohnen. Ich denke, ich habe es mir schon lange verdient.“

Heißes Roth überzog das Gesicht der jungen Frau. Hastig zog sie den dünnen Batist in die Höhe, aber wohlgefällig musterte sie den noch jungen, herkulischen Mann aus dem Volke. Ein schwaches Augenblinzeln war die einzige Antwort, die sie gab. Sie genügte aber diesem frauentündigen Sohne eines im Liebesgenuß versunkenen Zeitalters.

III.

Eine Stunde später war dem Grafen Raoul de Lençon Gelegenheit geboten, über den mühsam entzifferten Inhalt des ihm eben übergebenen duftigen Billets nachzudenken. Es waren nur wenige Zeilen der Liebe. Die Marquise behauptete, endlich ihr Herz entdeckt zu haben und bat den theuren Raoul, um sechs Uhr zu ihr zu eilen, um in ihren Armen alle Freun-den des Paradieses zu genießen.

Er witterte Schlimmes und erwog, was zu thun sei. Doch bekanntlich ist die Leidenschaft blind, und der Graf war rasend in Henriette verliebt. Das triebte sein sonst so klares Urtheil. Trotz ihrer Dummheit beehrte er die Marquise, lebte er sich den herrlichen Leib zu umfassen. Er beschloß zu dem Rendezvous zu gehen. Immerhin war Vorsicht geboten, und als er Punkt sechs Uhr an der Wohnung der Frau Marquise ankam, hatte er zwei wohl geladene Pistolen in den Taschen seines Gewandes verborgen. Er kam aber nicht dazu, von den Waffen Gebrauch zu machen. Kaum hatte er einen Fuß in das Vorzimmer gesetzt, fühlte er sich schon von vier Fäusten wie von ebensoviel Schraubstöcken gepackt und in das Bou-doir der Marquise gezerret, die in einem reizenden Negligé auf der Chaise longue lag.

Einen Augenblick weidete sich Henriette an der blaffen Furcht ihres Opfers, dann befahl sie höhnisch lachend dem Commissionair und seinem Genossen, den Grafen zu entkleiden. Da war jedes Sträuben vergebens. Zu weniger Zeit, als dazu nöthig ist, ein Vaterunser zu beten, wurde er aller seiner Kleider entledigt, daß er so dastand, wie er von der Natur geschaffen worden war. Was nun folgte, war greulich und nur in wenigen Worten sei erzählt, was der sinnlichen Natur der beleidigten Marquise Genugthuung verschaffen sollte. Der nackte Graf wurde über eine bereitstehende gepolsterte Bank gebunden, und auf ein Zeichen Henriettes begannen die beiden Männer abwechselnd den dem Antlitz entgegengesetzten, sehr

dürren Theil des Deliquenten mit starken, biegsamen Hasel-ruthen langsam nach dem Takt zu streichen.

„Henriette eins,“ zählte die Marquise und ein dicker, blutiger, rother Strich bezeichnete die Spur der Gerte; „kam zwei, mit drei, dem vier, Kopf fünf, zuletzt sechs“ . . . die Schwielen kreuzten sich und liefen durch- und übereinander. So ging es bis zum letzten Worte des Epigramms „Lieben dreißig.“ Da gebot die Marquise Stillstand. „So,“ sagte sie mit einem grausamen Lächeln auf die unter den Schmerzen der blutigen Streiche sich zusammenkriechende Ge-stalt des Grafen Raoul schauend, der lautlos, mit fest auf einander gepreßten Zähnen die schändende Strafe ertrug und nur mit funfensprühenden Augen seine Peinigerin seltsam musterte, — „so, für jedes Wort Curer Verse eins; und nun, meine Freunde, noch zwei Doppelhiebe pour la bonne bouche, daß die fünfundsanzig voll werden.“

Pfeifend sausten die starken Gerten durch die Luft und färbten sich roth von dem emporspritzenden Blut. Damit hatte die Execution ihr Ende erreicht, und dem Grafen Raoul de Lençon wurde die Freiheit wiedergegeben.

„Jetzt machen Sie wieder Toilette, mein Herr,“ sprach die Marquise höhnisch, sich vom Divan erhebend und dem armen Grafen einen tiefen Knix machend. „Meine und dieser Braven Anwesenheit wird Sie hoffentlich nicht geniren, Ihr Hemde anzuziehen.“

IV.

Wie ein Panther sich auf seine Beute stürzt, so stürzte sich der gemißhandelte Graf auf seine Kleider. Eine bestialische Wildheit verzerrte sein häßliches Gesicht. Jeder Muskel der faserartigen Glieder war gespannt bis zum Zerreißen. Er durfte sich rühmen, trotz seiner Krüppelhaftigkeit einer der ge-wandtesten Fechter zu sein, und im Schießen that es ihm Keiner gleich. Auf fünfzig Schritte traf er das Aß im Kar-tenblatt, und wehe dem, der ihm im Duell gegenüber stand. Hastig sagte er nach dem langen, goldgestickten Schoßrock, aber nicht, um seine Blößen zu bedecken. In jeder seiner Hände eine der darin verborgenen, mitgebrachten Pistolen haltend, sprang er auf und lehnte sich, die Hähne mit den Daumen spannend und die Läufe auf die gedungenen Strafvollstrecker richtend, an die mit einem Gobelin bespannte Wand. „Tausend Du-katen für Euch, wenn Ihr der Marquise dasselbe Vergnügen bereitet, das ich eben genossen, oder ich schieße Euch nieder,“ schrie er mit heiserer Stimme. „Vorwärts, reißt ihr die Fetzen vom Leibe!“

Starr standen die Männer, freidebleich taumelte Hen-riette zurück.

„Ich zähle bis drei, dann schieße ich, und Ihr wißt, der Graf Raoul de Lençon verfehlt nie sein Ziel. Eins! . . .“

„Es ist unmöglich, ich th's nicht,“ stöhnte François, der vertraute Commissionair und ergebene Diener der Marquise.

„Tausend Dukaten,“ flüsterte Jules, der Genosse des Andern habgierig.

„Zwei!“ zählte der Graf.

„Gnade, Gnade, Raoul!“ wimmerte Henriette auf die Kniee sinkend.

Da gab es aber keine Gnade. Die beiden Gefellen stan-den vor der Alternative, eine für sie enorme Summe zu ge-

winnen, oder zu sterben. Sie packten das blühende Weib, und den ersten Schrei mit dem Taschentuch erstickend, zerrten sie ihr die Kleider Stück für Stück vom Leibe. Mit bestialischer Gier sah der Graf auf die üppigen, vollen Glieder, die von denselben Fäusten in die Höhe gehoben und auf die Bank gebunden wurden, die seinen elenden Körper gemißhandelt hatten, und, die Pistolen immer auf die beiden Männer gerichtet haltend, machte er ohne Zögern eine bezeichnende Geberde.

„Eins, zwei, drei.“ Feurige Striemen schwellen auf dem blendend weißen Fleische der Schenkel und Hüften hoch auf, dasselbe in krampfhaftes Zuckungen versetzend, und je weiter der Graf zählte, desto heftiger schlugen François und Jules, mit desto grausamerer Begierde verschlangen sechs Augen das gemarterte, in Todesschweiß gebadete, schöne Geschöpf. „Dreißig, vierzig, halt!“ befahl der Graf. „Und nun, meine Freunde, noch zwei Doppelhiebe pour la bonne bouche, daß die fünfzig voll werden,“ wiederholte er höhnißch die Worte der Marquise.

Ein gellender Schrei begleitete die Befolgung dieses letzten Befehles. Mit der Zunge hatte Henriette schließlich das zwischen ihren Zähnen befindliche Tuch entfernen können und so Luft bekommen für diesen Wehelauf der Scham und des Schmerzes. Dann fiel ihr von langem, dunkelblondem Haar umfluthetes Haupt haltlos auf die Bank, und in einer tiefen Ohnmacht schlossen sich die Augen. Blutstropfen flossen langsam an dem glatten Sammt der Schenkel herunter.

V.

„Hinaus mit Euch!“ Der Graf ließ die Pistolen sinken und deutete nach der Thür. „Morgen holt Ihr Euch das Geld von mir, aber hütet Euch von Dem zu reden, was gesehen ist, sonst kommt Ihr in die Bastille!“

Allein gelassen, ging eine merkwürdige Veränderung mit dem Gesicht des Grafen vor. Seine häßlichen, rachgierigen Züge nahmen den Ausdruck eines tiefen, mitleidigen Ernstes an, und er kniete vor dem weißen, noch immer leblosen Körper Henriettes nieder, um das aus der wundgeschlagenen Haut sickernde Blut mit seinen Lippen aufzusaugen. Das Bild war bizarr genug. Naht wie er war, gleich Raoul einem hochbeinigen, braunen Satyr, der in Anbetung vor einer gefesselten und gemißhandelten Nymphe versunken ist, und diese Aehnlichkeit trat noch mehr hervor, als er nummehr die Marquise losband und in seinen langen, sehnigen Armen kraftvoll emporhob, um sie sanft auf den Divan zu betten. Da durchslog ein Zittern die kalt-feuchten Glieder Henriettes, und ein tiefer Seufzer dehnte die rosengekrönten Hügel ihrer Brust. Sie schlug die Augen auf und blickte wie geistesabwesend um sich, während sich ihre Lippen in einem Ausdruck heftigen Schmerzes verzerrten. Als sie aber den Grafen gewahr wurde, da leuchtete noch ein anderes Gefühl in ihren Blicken auf, welches sich dadurch bethätigte, daß sie ihre runden Arme um den Hals des zwerghaften Mannes schlang und ihn an ihren sehnsuchtsvoll wogenden Busen zog.

„Raoul, ich liebe Dich,“ stammelte ihr Mund, sich auf den des Grafen pressend, und es war kein leerer Wahn. Vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben liebte die Marquise wahr und wahrhaftig, liebte sie mit einer Leidenschaft, welche

die Männer nicht begriffen, die Frauen aber, die jemals in den Armen des Grafen gelegen, wohl verstanden. Ob François, der brave Commissionair, leer ausging, oder doch noch seinen ausbedungenen Lohn bekam, davon schweigt die Chronik.

Kleine Fastengedanken.

Viele Mädchen werden züchtig, wenn sie heirathen.

*

Manche Hausfrauen schreiben in den Zeitungen aus, daß sie eine offene Stelle zu besetzen haben, Andere besorgen das in aller Stille.

*

Die meisten Menschen lieben Das, was sie nicht besitzen; der Mann die Gattin des Freundes und diese die Unschuld der Mädchen des Nachbarn.

*

Manche Frauen sind sehr kalt, aber sie erschrecken bei der Berührung eines Frosches.

M. K.

*

Der gerade Weg ist gewiß der beste; aber der ungerade ist manchmal auch nicht bitter.

*

Nicht immer ist's der Storch, der die Kleinen bringt, sondern oft ein anderer Vogel.

Die schöne Luciole.

(32)

Roman von Charles Aubert.

XXII.

Eine neue Spur.

Als Frigoulet durch eine List die Adresse Lucioles erfahren hatte, beeilte er sich, seine ehemalige Kameradin aufzusuchen, die nicht wenig erstaunt war, den einstigen Gaukler in modischer, herrenmäßiger Kleidung bei sich eintreten zu sehen.

— Was willst Du, mein Freund? fragte sie.

— Dein Freund werde ich sein, wenn Du mir sagst, wo ich Herrn Friedrich finde.

— Friedrich! Ach, das weiß ich selber nicht.

— Ei, das ist schlimm! murmelte Frigoulet enttäuscht. Es ist rein, als ob wir Blindenfuh spielten. So suchen wir denn weiter, ich werde ihn doch finden müssen. Lebe wohl!

Als Frigoulet die Treppe hinabstieg, begegnete er Justin, den dieses Zusammentreffen augenscheinlich verdross.

— Wie, Sie auch hier? rief der ehemalige Clown heiter aus. Es scheint, daß Sie im Revier Ihres Bruders jagen. Justin ging weiter, ohne ihm zu antworten.

Auf der Straße nahm Frigoulet einen Wagen und ließ sich nach seiner Wohnung, Boulevard Magenta, bringen.

— Wie geht es dem Herrn? fragte er die ihm öffnende Negerin.

— Sehr gut . . . Essen, trinken, aber nicht zufrieden.

In der That war der alte Graf von Puymeras wieder vollkommen hergestellt, obgleich es mehrere Tage gedauert hatte, bis er seine Schlassheit überwand. Mit dem Leben war in ihm das Verlangen, Weib und Kind wiederzusehen, bestiger als je, wieder erwacht. Wir haben gesehen, daß Frigoulet mit seiner Nachfrage bei Luciole zu spät gekommen war.

Zwei Tage hernach, an einem Sonnabend, waren Madeleine und Juliette bei den Mageren zum Mittagisch. René strahlte vor Glück, denn er saß zwischen Juliette und seiner Schwester. Man sprach viel von den Mißthaten der beiden Brüder Firminy, denn, ach, jeder der Anwesenden hatte durch

ihre Schürkenstreiche zu leiden gehabt. Der alte Jaques hatte besonders der armen Juliette seine Theilnahme zugewendet.

— Fassen Sie Muth, Madame, sprach er. Sie sind noch jung, der Himmel wird Sie von diesem Elenden befreien. In allen Fällen haben Sie meine saündlichen Bettern nicht mehr zu fürchten; die verdiente Strafe wird sie bald ereilen. Ach, könnte ich nur mein armes Weib und meinen Friedrich wiederfinden!

— Von welchem Friedrich spricht er denn? fragte Madeleine, zusammenfahrend.

— Von dem jungen Maler, der Ihr Nachbar gewesen, erwiderte Frigonlet. Er ist sein Sohn.

— Herr Friedrich ist der Sohn des Herrn Grafen! rief Madeleine tief bewegt aus.

— Wie? fragte der Greis, aufblickend. Sie kennen meinen Sohn, Fräulein?

— Ja, mein Herr, stammelte das junge Mädchen verwirrt; er war mein Nachbar.

Der Graf von Puymeras erhob sich und eilte zu Madeleine, deren Hände er ergriff.

— Sie haben ihn also gesehen? Sie haben ihn oft gesprochen? Können Sie mir nicht sagen, wo er ist?

— Ach, mein Herr, vor zehn Tagen ist er plötzlich verschwunden, und seither habe ich ihn nicht wiedergesehen. Doch halt! jetzt fällt mir ein . . .

— Was, was? fragte der Greis hastig.

— Vorgestern ist Friedrichs Mutter in der Wohnung ihres Sohnes erschienen.

— Sie haben sie gesehen?

— Ja, mein Herr, ich hatte die Ehre mit ihr zu sprechen.

— Was sagte sie? wo ist sie?

— Sie hat die Leibwäsche des Herrn Friedrich und auch einige seiner Gemälde mitgenommen.

— Und sie hat keinerlei Nachweis über ihren Aufenthalt zurückgelassen?

— Sie sagte dem Kutscher: Faubourg St.-Denis. Das ist Alles, was ich weiß.

— Faubourg St.-Denis! rief der Alte trunken vor Freude aus. Das ist endlich Etwas. Ich laufe dahin!

— Wir Alle laufen mit, riefen die Mageren.

— Ich habe eine Idee, sprach Frigonlet. Nach Allem, was ich erfahren habe, müssen die Gräfin und ihr Sohn in großer Noth sein. Wenn die Gräfin aus der Wohnung ihres Sohnes einige Gemälde abholte, so that sie es sicherlich in der Absicht, diese Gemälde zu verkaufen.

— Das ist wahr.

— Nun denn, ich war wiederholt in seinem Atelier und würde diese Gemälde wieder erkennen. Während die Anderen in allen Häusern des Faubourg St.-Denis nachfragen, wollen wir Beide zu den Bildhändlern des Stadtviertels gehen. Derjenige, der die Bilder Ihres Sohnes gekauft hat, wird uns vielleicht auf die Spur führen können.

— Ja, Sie haben Recht, rief der Greis in feberhafter Erregung aus. Eilen wir, eilen wir!

XXIII.

Die Verfolgung.

Es war nach acht Uhr und es herrschte eine lebhafteste Kälte in den Straßen. Vor dem Laden eines Bildhändlers standen mehrere Personen in Betrachtung der dort ausgestellten Gemälde. Man bewunderte besonders ein reizendes Genrebildchen, das ein allerliebtestes Mädchen von etwa sechs Jahren darstellte, welches am Toilette-Tische der Mutter sitzend, sich das Gesichtchen mit Reispulver und Carmin bearbeitete.

Plötzlich rief Einer in der Menge aus:

— Halt! da ist eines! ich erkenne es!

Und ein großer junger Mensch eilte in den Laden, gefolgt von einem alten Herrn mit langem, weißen Barte. Es

war Frigonlet, gefolgt von dem Grafen Puymeras. Dieser kaufte dem Händler alle Bilder ab, die mit Friedrich Sauval gezeichnet waren und erfuhr hier die Adresse seiner Gattin und seines Sohnes: Hôtel de Genève in der Rue Faubourg Saint-Denis.

Fünf Minuten später hielt der Wagen des Grafen vor dem Hôtel. Der Greis eilte am Arme Frigonlets in das Bureau des Gasthofes.

— Frau Sauval und ihr Sohn? fragte er.

— Sie sind heute ausgezogen, lautete die Antwort.

— Ach, es ist zum Sterben! rief der Alte, in einen Sessel sinkend. Wohin sind sie gegangen?

— Nach Amerika.

— Nach Amerika! Oh, ich muß noch den Verstand verlieren! senkte der Graf, mit beiden Händen seinen Kopf fassend. — Sagten sie nicht, wo sie sich einschiffen?

— Doch, in Bordeaux.

— Wann haben sie das Hôtel verlassen?

— Vor einer Stunde.

— Und wann geht der Zug ab?

— Um 8 Uhr 50 Minuten. Es ist der Expreszug.

— Jetzt ist 8 Uhr 32 Minuten. Frigonlet, wir haben noch zwanzig Minuten. Kutscher, hundert Francs sollen Sie haben, wenn Sie mich in einer Viertelstunde nach dem Dr.-leaufer Bahnhofe bringen.

— Das ist unmöglich, Bürger, sagte der Kutscher kopfschüttelnd.

Statt aller Antwort packte Frigonlet den Kutscher um den Leib, schob ihn in den Wagen zu dem Grafen, schwang sich selbst auf den Bock und begann das Pferd mit Peitschenhieben zu traktiren, daß es wie elektrisirt durch die Straßen dahinrasste.

Um 8 Uhr 48 Minuten fuhr man auf den Bahnhof ein. Der Graf schob dem Kutscher des Miethwagens eine Rolle Gold in die Hand und sprang aus dem Wagen.

Frigonlet eilte zu einem Schalter. Auf dem Wege dahin erblickte er ein Individuum, das aus dem Wartesaal kam.

— Schau, der „Herr Kommissär“ ist auch da, sagte er.

Da er aber keine Zeit hatte, über diesen Zwischenfall länger nachzudenken, rief er einem Beamten zu:

— Nach Bordeaux!

— Zu spät! erwiderte der Beamte; der Schalter ist geschlossen.

Zu diesem Augenblicke kam der Graf hinzu. Frigonlet faßte ihn mit kräftiger Hand am Arme und zog ihn nach der Gepäck-Abtheilung, wobei er den Thürsteher bei Seite schob, der darüber zu wachen hatte, daß nur mit Karten versehene Personen dort eintreten. Vor den Augen des verblüfften Bahnhofspersonals eilte er, den Alten immer mit sich schleppend, geradenweges zu dem Zuge, der sich eben in Bewegung setzte. Sie sprangen auf das Trittbrett eines Wagens erster Classe, öffneten die Thür und stiegen ein. Frigonlet schloß die Thür, machte den Insassen des Wagens eine höfliche Verbeugung und sprach:

— Sie sind ein wenig erstaunt, meine Herrschaften; aber nichts für ungut! . . .

Dann wandte er sich zu dem Greise und rief:

— Herr Graf! ich denke, wir haben sie endlich! . . .

— Ach, wenn sie nur auf dem Zuge sind . . .

— Gewiß sind sie da; wir haben ja ganz bestimmte Auskünfte erhalten. Ueberdies habe ich den Bruder des buckligen Sylvius auf dem Bahnhofe gesehen und will wetten, daß er die Hand im Spiele hat.

— Von wem reden Sie?

— Nun, von einem Typus, den ich mit den Brüdern Firminy gesehen habe. Es ist so eine Idee von mir. Nur Geduld, Herr Graf, es dauert nicht mehr lange; auf der ersten Station werden wir sie finden.

— Ich glaube, in Juvisy ist der erste Aufenthalt?
 — Ja, ein Viertelstündchen haben wir nur zu warten. Nach einer Weile, die dem Greise eine Ewigkeit schien, pfliff die Lokomotive und der Zug verlangsamte seinen Lauf. Lichter rückten heran; es war die Station Juvisy.

Kaum hielt der Zug, als der Graf aus dem Wagen eilte und die Thüre des benachbarten Wagens zur Rechten öffnete. Frigoulet that dasselbe in der entgegengesetzten Richtung. Er riß eine Thür nach der andern auf, überall laut ausrufend:

— Herr Friedrich! Herr Friedrich!
 Er warf einen raschen Blick in das Innere des Wagens und lief dann weiter, unbekümmert um die Schmähen der Insassen, die in solcher Weise jäh aus ihrem ersten Schlummer gerissen wurden.

Die Zeit drängte; man hatte nur zwei Minuten Aufenthalt. Der Schaffner lief hinter Frigoulet einher und gebot ihm einzusteigen. Schon läutete die Stationsglocke und Frigoulet öffnete noch immer Thüren.

Endlich antwortete ihm eine bekannte Stimme. Er war's, Friedrich.

— Rasch, rasch! rief Frigoulet; steigen Sie aus, Sie und Ihre Mutter.

— Was gibt es denn?
 — Ihr Vater ist da, der Graf von Puymeras.

— Mein Vater? Unmöglich!
 Doch Frigoulet begann aus Leibeskräften zu schreien:

— Herr Graf! hieher! ich habe sie gefunden!
 Da Friedrich noch immer zögerte, packte Frigoulet ihn am Arme und zog ihn aus dem Wagen.

— Aussteigen! aussteigen! Und jetzt Sie, Madame!
 Da läuft schon der Herr Graf herbei.

— Martha! Friedrich! schrie der Greis.
 — Jacques!
 — Mein Vater!

Die alte Dame war endlich ausgestiegen und die Drei lagen sich in den Armen.

Frigoulet hatte mit raschem Griff das Gepäck herausgeholt und während der Zug wieder in die Nacht hinauselte, stand der Clown abseits und betrachtete tief ergriffen die seltsame Familien-Szene.

Ende des dritten Theiles.

Vierter Theil.

Die Söhne.

I.

Die Kanzlei des Doktor Brunet.

Der Notar Doktor Brunet, ein alter Herr, der zu den bestbeleumundeten seines Standes zählte, war heute Morgens ungewöhnlich früh in seiner Kanzlei erschienen und hatte sich daselbst eingeschlossen.

Gegen neun Uhr sahen die Gehilfen sechs Personen auf einmal ankommen. Der Patron selbst empfing sie und ließ sie in sein Kabinet eintreten. Kurz darauf kamen noch andere Leute. Und wieder andere; es schien kein Ende nehmen zu wollen. Zur großen Ueberraschung der jungen Schreiber ließ der Notar alle diese Besucher in sein Kabinet kommen. Ihr Erstaunen stieg auf den Gipfelpunkt, als kurz vor zehn Uhr der Patron ihnen eröffnete, daß sie bis Mittag spazieren gehen können. Der erste Gehilfe allein ward zurückbehalten.

Nachdem die Schreiber fort waren, kamen drei Individuen von ziemlich gewöhnlichem Aussehen und nahmen ihre Plätze ein. Zwei andere Beamte blieben im Vorzimmer.

Fünf Minuten vor 10 Uhr ward draußen geläutet. Es kamen zwei Herren, die auf die Frage des ersten Gehilfen sich Baron und Chevalier von Firminy nannten.

— Was wünschen die Herren?
 — Herr Brunet hat uns eingeladen zu kommen.
 — Haben Sie einen Brief?
 — Ja, da ist er.
 — Gut; es ist wegen der Verlassenschaft des Grafen Puymeras. Ich will den Herrn Notar benachrichtigen.

In diesem Augenblicke ward wieder geläutet. Ein kleiner Alter erschien, gleichfalls einen Brief vorzeigend. Kaum hatte er Platz genommen, als ein kleiner Budliger ankam.

— Sylvius! rief der Alte erstaunt.
 — Du hier, Bruder! entgegnete der Budlige. Was machst Du hier?

— Der Notar Brunet hat mich eingeladen, mich um 10 Uhr hier einzufinden.

— Mich auch, sagte Sylvius.
 — Meine Einladung enthält die Bezeichnung: In Erbschaftsangelegenheiten.

— Ganz so wie die meinige. Was mag Das sein?
 — Ich wittere nichts Gutes, sagte der Budlige mit einem argwöhnischen Seitenblick auf die zwei Beamten, die sich im Vorzimmer befanden.

Dann, nach einer Weile, erhob er sich und sagte seinem Bruder:

— Warte einen Augenblick auf mich; ich komme sogleich zurück.

Und er wandte sich zur Thür. Doch mit ihm zugleich hatte sich einer der Männer erhoben, die an dem Tische der Gehilfen saßen, und hatte sich vor die Thür gestellt. Es war ein großer, starker Mensch mit rothem Schnurbart.

— Lassen Sie mich hinaus, sprach der Budlige schüchtern.
 Doch der Andere schien nichts zu hören. Der Budlige ließ muthlos die Arme sinken und setzte sich wieder auf seinen Platz.

II.

Der dekorirte Herr.

Als der erste Gehilfe die Brüder Firminy in das Kabinet des Notars geleitete, befanden sich daselbst drei Personen. Der Notar, ferner ein Mann von etwa 50 Jahren, den der Baron nie gesehen hatte, ein würdig aussehender, schwarz gekleideter Herr mit einem rothen Bändchen im Knopfloche. Der Dritte war ein junger Mensch von unbedeutendem Aussehen; er saß am Ende des Tisches und hatte Papier und Schreibfedern vor sich.

Die Herren begrüßten einander zeremoniös und nahmen an einem großen Tische Platz. Der dekorirte Herr saß in dem Lehnstuhl des Notars. Die Brüder Firminy vermochten ihre wahnsinnige Freude nur schwer zu unterdrücken. Endlich war die so heiß ersehnte Stunde gekommen! Endlich sollten sie in den Besitz eines kolossalen Vermögens gesetzt werden.

— Herr Notar, hob der Baron an, wir haben Ihre Einladung erhalten.

Der Notar verbeugte sich.

— Ohne Zweifel handelt es sich um die Verlassenschaft unseres armen Veters, des Grafen Puymeras?

— So ist es in der That, erwiderte der Notar. An welcher Krankheit ist denn der Graf gestorben?

— An Gehirnweichung, so sagte der Arzt.

Ein Augenblick des Stillschweigens trat ein; man hörte nichts, als das Knirschen der Feder des jungen Mannes, der am Ende des Tisches saß und emsig schrieb.

Jetzt nahm Justin das Wort.

— Also wegen der Erbschaft haben Sie uns berufen, Herr Notar?

— Ja, meine Herren.

— Haben Sie bereits alle Formalitäten erfüllt?
 — Alle.
 — Dann können wir also die Verlassenschaft in Empfang nehmen?